Als das Telephon und ich noch jung waren : eine Plauderei von H. H.

Autor(en): **H.H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Technische Mitteilungen / Schweizerische Telegraphen- und Telephonverwaltung = Bulletin technique / Administration des télégraphes et des téléphones suisses = Bollettino tecnico / Amministrazione dei telegrafi e dei telefoni svizzeri**

Band (Jahr): **9 (1931)**

Heft 6

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-873671

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Als das Telephon und ich noch jung waren.

Eine Plauderei von H. H.

Ein strahlender Sommermorgen — man schrieb den 29. Juni 1883 — sah zwei junge Mädchen der soeben eingerichteten, aber noch nicht eröffneten Telephonzentrale St. Gallen zusteuern, die im nördlichen Giebel des ehrwürdigen Regierungsgebäudes untergebracht war. Prüfend beguckten sich die beiden und stellten gleichzeitig die geistreiche Frage: „Gehen Sie auch zum Telephon?" Als ob von der schmalen Holztreppe aus, wo sie sich begegneten, etwas anderes als eben die Telephonzentrale erreichbar gewesen wäre!

Die beiden Töchter sollten in einer zweitägigen Einführung mit den Geheimnissen des damals noch gänzlich unbekannten Telephonistinnenberufes bekannt gemacht werden. Sie hatten etwa drei Monate vorher mit zahlreichen Leidensgefährtinnen die Aufnahmeprüfung gemacht, hatten aber von deren Ergebnis bis am Tage vor ihrer Einberufung nichts gehört. Es ist daher begreiflich, dass die Aufforderung, am folgenden Tage anzutreten, keine geringe Bestürzung verursachte. Unter diesem neuen Berufe stellten sich die zwei weiss der Himmel was Wichtiges vor. Die Ernüchterung war ziemlich vollständig, als ihnen als Arbeitsfeld zwei Wechselgestelle zu 50 Aufrufklappen vorgestellt wurden, die stehend bedient werden mussten. An diesen Gestellen befanden sich zwei festgeschraubte Mikrophone und zwei verstellbare Hörtelephone, die an eisernen Trägern befestigt waren. Zwei Induktoren dienten zum Aufruf der Teilnehmer, der meist auf diese Art vorgenommen wurde, da der Polwechsler oft nicht funktionierte. Dieser war samt der Batterie in einem kleinen abgeschrägten Raum neben der Zentrale untergebracht und bildete eine Quelle steten Verdrusses.

Es waren 66 Abonnenten angeschlossen, deren Bedienung wahrlich keine besondere Intelligenz erforderte. Interurbane Leitungen gab es noch keine. Ich konnte wieder einmal meinen vorlauten Schnabel nicht halten und platzte nach den sachlichen Erklärungen des Herrn Telegrapheninspektors mit der respektwidrigen Frage heraus: „Ist das alles?" „Wenn Sie nur das recht machen!" wurde mir erwidert. Ich schwieg beschämt und machte „es" recht. Ich hatte mich nur widerwillig um diese Stelle beworben und wäre viel lieber in die Welt hinausgezogen, aber meine Familienverhältnisse hielten mich fest. So brachte ich keine Begeisterung, immerhin aber eine Dosis guten Willens mit in den Dienst. Im Laufe der Jahre habe ich dann meinen Beruf lieb gewonnen und war schliesslich so damit verwachsen, dass mir die Trennung davon bitteres Herzeleid verursachte. Es war wie in einer Ehe, die nicht aus himmelhochjauchzender Liebe, sondern aus Vernunftgründen geschlossen wird, die aber, da beide Teile das Beste zum guten Gelingen beitragen, einen schönen Verlauf nimmt.

Unsere Zentrale war ein ziemlich grosses, helles, gegen Norden gelegenes Zimmer, weit weg von jedem bewohnten Raum. Auf dem gleichen Boden befanden sich sonst nur endlose Estriche, wo die Mäuse fröhliche Tänze aufführten; sie verlegten ihre Tätigkeit bald auch nach unserer Zentrale. Unter uns waren lauter unbewohnte Zimmer, die nur gelegentlich benützt wurden, und der Grossratssaal. Von Komfort keine Rede; nicht einmal eine Wasserleitung gab's. Das Wasser musste am Brunnen im Hof drunten geholt werden, wobei vier Treppen und endlose Gänge zu überwinden waren.

Unsere Abonnenten, unter denen sich einige Herisauer Firmen befanden, die, weil Herisau noch keine eigene Zentrale besass, direkt an St. Gallen angeschlossen waren, wurden sehr verwöhnt und möglichst umständlich bedient. Der Aufrufende nahm den Hörer erst zur Hand, nachdem wir ihm zurückgeläutet hatten. Man fragte damals: „Was beliebt?" und erhielt als Antwort den Namen des gewünschten Abonnenten. Der Aufgerufene setzte erst seine Kurbel in Bewegung, bevor er das Hörtelephon wegnahm und wartete dann, bis die Telephonistin die gegenseitige Vorstellung vorgenommen hatte, z. B. Danzas & Cie - Güterexpedition. Dann endlich konnte das Gespräch beginnen. Als man später keine Zeit mehr hatte, so umständlich zu verfahren, wollten sich die Abonnenten fast nicht daran gewöhnen, sich selbst vorzustellen und das

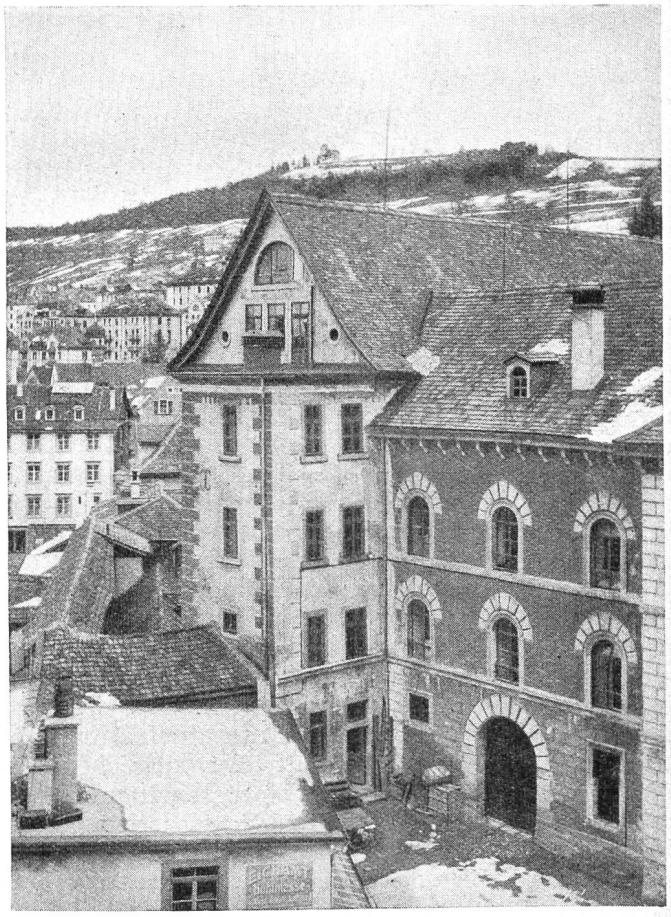

Abb. 1. Blick auf den Klostergiebel, worin die erste Telephonzentrale untergebracht war. Die Türe und die zwei Fenster links gehörten zur Zentrale. Rechts war der Batterieraum, links das Magazin.

Anläuten vor der Antwort zu unterlassen. Der Hinweis auf die dem Teilnehmerverzeichnis vorgedruckte Anleitung nützte nicht viel. Besonders einer der Stickereiherren — übrigens ein sehr liebenswürdiger Teilnehmer — war lange nicht zu bekehren. Als ich ihn dann dringend bat, uns doch die Arbeit zu erleichtern und den Vorschriften gemäss zu verfahren, schrie er beim nächsten Anruf wütend in den Apparat: „Hier N. N., wer dort?", genau so, wie's im Abonnentenverzeichnis stand! Auf meine Bemerkung, sich doch mit dem *wirklichen* Namen und nicht mit N. N. vorzustellen, fand er, man könne uns doch

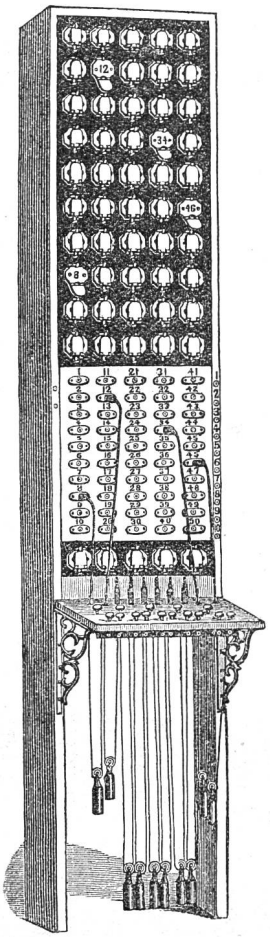

Abb. 2. Wechselgestell aus dem Jahre 1883.

nichts recht machen; es sei überhaupt viel netter gewesen, als wir die Vorstellung noch besorgt hätten. Viel Freude bereitete es den Teilnehmern, dass wir ihre Stimmen kannten, von welchem Stadtteil aus sie auch telephonierten, und fast als ein Wunder erschien es ihnen, wenn wir sie später auch bei Anrufen von auswärts her erkannten. Der Verkehr zwischen den Abonnenten und uns war fast familiär zu nennen. Sie gelangten mit allen möglichen Anliegen an uns. Bald wollte eine Hausfrau wissen, ob sie es wagen dürfe, Wäsche zu hängen; wir möchten doch einmal nach dem Wetter gucken; sicherlich hätten wir von unserem Taubenschlag aus eine bessere Uebersicht als sie. Oder eine liebe alte Dame, die ein elternloses Enkelkind betreute, fragte, ob sie ihm wohl einen Regenschirm auf den Schulweg mitgeben solle. Dann wieder meldete die Polizei, der Turm (gemeint war die Feuerwache auf dem St. Laurenzenturm) sehe eine „Röte"; ob wir nichts bemerkten? Und wenn wir nichts entdecken konnten, nahmen wir respektlos an, der Wächter habe seine Nase betrachtet. Einer der Teilnehmer, Chef eines grossen Stickereihauses, redete uns beständig englisch an, und dank meinem Schulenglisch konnte ich ihm in dieser Sprache antworten. Das freute ihn so, dass er mich jeden zweiten Sonntag, wenn ich Vormittagsdienst hatte, telephonisch in der englischen Sprache unterrichtete und mir Aufgaben für den übernächsten Sonntag erteilte. Dabei kannte ich diesen Herrn, wie das Glück, „vom Hören nur, persönlich nicht". Leider verlegte er seinen Wohnsitz dann nach New York. Ein Künstler sandte uns die neuesten Erzeugnisse der Literatur und besprach sie an Sonntagnachmittagen telephonisch mit uns. Kurz, was den Verkehr mit den Teilnehmern anbelangte, war's damals eine schöne Zeit. Viele kannten wir persönlich, da die Zentrale zugleich Verwaltungsbureau war und jedermann, der das Telephon abonnieren oder eine Beschwerde anbringen wollte, eben zu uns kommen musste. Wir taten dann wichtig an unsern Apparaten, liessen uns bestaunen und dachten keinen Augenblick daran, dass die Vorstellung der beiden Telephonierenden in Gegenwart Dritter eine Verletzung des Telephongeheimnisses war.

Es gab manch fröhliche Episode bei diesen Besuchen. Oft wurde der Chef gefragt, ob wir seine Töchter seien, was gar nicht möglich gewesen wäre, oder gar, ob eine von uns seine Frau sei. Lauter Fragen, die er stets wütend verneinte. Als an einem Vormittag die Frage, ob wir seine Töchter seien, zum zweitenmal gestellt wurde, platzte er zornig heraus: „Gottlob nöd." „Was meinen Sie zu dieser Antwort?", fragte mich lachend der Fremde. „Au Gottlob nöd", sagte ich kühl. Einst sollte der Chef Auskunft geben, welche von uns zweien ihm lieber sei. Im Bühnenflüsterton meinte er diplomatisch: „Die Hübsch ist die Guetmütiger, die ander die Gschider." Wahrscheinlich war es für ihn eine kleine Genugtuung, als jemand bei unserem Anblick ausrief, er habe, nach unsern Stimmen zu urteilen, geglaubt, wir wären alte Jungfern. Je nun, eine von uns ist ja dann wirklich eine alte Jungfer geworden!

Natürlich waren wir im Anfang nicht voll beschäftigt. Daher wurde uns erlaubt, Handarbeiten anzufertigen, wenn wir an den Apparaten nichts zu tun hatten. Aber man fand bald andere Beschäftigung für uns: Elemente reinigen, messen und nachfüllen, Zinkstäbe amalgamieren und was dergleichen nette Arbeiten sind! Dann betraute mich der Chef mit schriftlichen Arbeiten und lehrte mich Störungen beheben. So dauerte es nicht lange, bis man mich, wenn der Chef verhindert oder abwesend war, beim Auftreten von Störungen zu den Abonnenten schickte. Von diesen wurde ich meistens freundlich empfangen; ja einmal erhielt ich in einer Brauerei ein feines „Znüni": ½ Liter Bier (wirklich 5 dl), einen zarten Rettich und Schwarzbrot mit Butter. Mit dem gesunden Appetit meiner 17 Jahre vertilgte ich alles, wunderte mich aber dann beim Fortgehen über die vielen roten Bänder auf meinem Hut und über das sonderbare Benehmen der Häuser, die gar nicht mehr an ihrem Platze stehen wollten.

Ein andermal ging es mir aber schlecht. Es war Störung in einer Bankfiliale, die nur Mittwochs und Samstags geöffnet war. Zuerst wollte man mich gar nicht einlassen. Da ich keinen Ausweis besass, glaubte man mir nicht, dass ich vom Telephonbureau geschickt worden sei. „Gut", sagte ich, „dann können Sie eben Ihr Telephon heute nicht mehr benützen; es ist sonst niemand da, der die Störung beheben könnte." Da liess man mich zögernd ein, beobachtete mich aber scharf, und ich weiss nicht, war es Zufall oder Absicht, dass unter der offenen Türe auch noch der Hausbesitzer erschien, wahrscheinlich zum Schutz gegen räuberische Absichten meinerseits. Ich sah gleich, dass nur ein Drähtchen oben am Apparat gebrochen war, tat aber furchtbar wichtig, um die zwei misstrauischen Herren noch etwas länger auf die Folter zu spannen. Als dann die Sache klappte, empfahl ich mich höchst ungnädig.

Wenn ich eine Störung nicht beheben konnte, so schämte und ärgerte ich mich entsetzlich. Dann gedachte ich aber des schönen Spruches: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott", schraubte den störrischen Induktor oder das verdächtige Mikrophon kurzerhand los, manchmal auch das Nummernkästchen, und schleppte den Patienten in die Zentrale, um ihn dort unter gütiger Mitwirkung des Chefs zu kurieren. Es muss ein reizender Anblick gewesen sein, wenn ich, links den an einem Draht baumelnden Induktor, rechts vielleicht ein defektes Element, oft noch mit aufgespanntem Regenschirm, durch die Strassen wanderte, in den nach damaliger Mode langen Kleidern! Schade, dass in jenen Tagen noch nicht jeder Gassenjunge einen Photoapparat besass!

Wie schon bemerkt, war der Polwechsler eine Quelle steten Verdrusses für uns. Die erlaubte Zahl Elemente reichte einfach nicht aus, dieses Scheusal in Betrieb zu setzen. Wenn man ihn endlich glücklich in Gang gebracht hatte und zufrieden seinem freundlichen Gesurr lauschte, dann stand er plötzlich still, und mit dem Schreckensruf: „Der Polwechsler streikt", stürzte man hinaus, um ihn durch aufmunterndes Klopfen auf den Glasdeckel wieder zum Surren zu bewegen. Der Chef geriet darüber in helle Verzweiflung; zwei seiner Freunde, ein Elektriker, den er aus seiner Tasche entschädigte, und der damalige Telegrapheninspektor der V. S. B., halfen ihm in seiner Not, so gut sie es eben konnten. Aber es mussten trotzdem mehr Elemente eingeschaltet werden als vorgesehen waren.

Da erreichte uns eines Tages die Nachricht, es komme Besuch aus Bern. Nun wurde uns eingeschärft, sobald wir von der Ankunft dieses Herrn durch das Telegraphenbureau Mitteilung erhalten hätten, die überzähligen Elemente auszuschalten und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Die Schreckensbotschaft von der Ankunft des Gestrengen traf mich abends, als ich ganz allein war. Flugs eilte ich in den Batterieraum. Aber o weh! Dort war's schon dunkel und Beleuchtung gab's keine. Hastig suchte ich die Laterne, aber es war keine Kerze drin, und ich musste eine neue einsetzen, bevor ich mich ans Werk machen konnte. Wie ich, zitternd vor Aufregung, die überzähligen zwei Elemente ausschaltete, entfiel mir eine Batterieklemme. Während ich sie suchte, hörte ich schon die Schritte des Ankömmlings durch den langen Gang hallen. Gleich war er da und eine freundliche Stimme fragte, was ich denn da treibe. „Ach, ich hätte die Elemente auswechseln sollen und nun habe ich eine Klemme verloren". Der freundliche Herr half suchen und einschalten, der Polwechsler surrte vergnügt, und der Besuch und ich begaben uns in die Zentrale. Der Polwechsler funktionierte eine halbe Stunde lang, dann verschied er. Ich verklagte ihn in beweglichen Tönen. Wir erhielten dann einen andern, aber auch der brauchte mehr Elemente, als man ihm zugestehen wollte, und verursachte uns ebenfalls viel Verdruss. Ueberhaupt waren damals die Apparate sehr primitiv. Die Aufrufklappen verstellten sich beständig und fielen entweder nicht, oder dann reihenweise. Oft hörte man nur ein zitterndes Geräusch; dann musste man suchen, wer wohl der Aufrufende sei. Und erst die Schlussklappen! Die sind ja heute noch den mit ihnen gesegneten Zentralen ein Greuel.

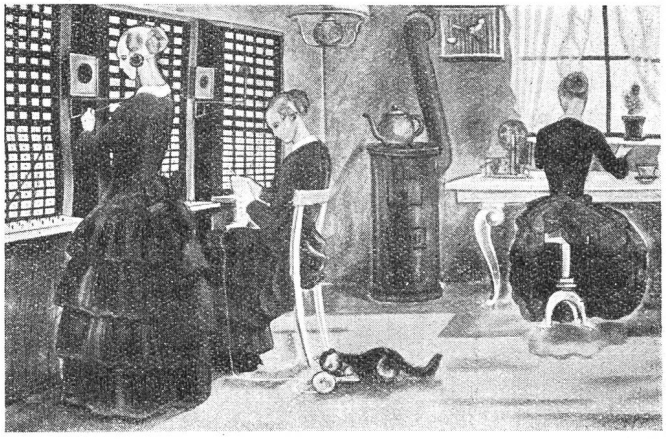

Abb. 3. Die gute alte Zeit. Bild von der „Saffa".

Da die Mikrophone festgeschraubt waren, mussten die kleinen Telephonistinnen sich auf Schemelchen stellen, um gehört zu werden. Die an Trägern angebrachten Hörer konnte man nach Bedarf höher oder niedriger schrauben; da man aber das Ohr daran legen musste, war die Bewegungsfreiheit sehr eingeschränkt. Später erhielten wir dann Handtelephone, die bei Nichtgebrauch in bewegliche Tischchen gelegt wurden. Diese sollten beim Herausnehmen des Telephons die Sprechbatterie einschalten; sie taten es aber oft nicht, und dann musste man sie durch einen sanften Rippenstoss an ihre Pflicht erinnern. Die Arbeit wurde auch dadurch beeinträchtigt, dass man zum Bedienen nur eine Hand frei hatte. Alle Leitungen waren eindrähtig, was besonders auf den Herisauer Leitungen sehr störend wirkte; dort war das Uebersprechen oft so schlimm, dass man kaum mehr wusste, was zusammengehörte. Da waren einige unabhängige, nicht in die Zentrale eingeführte Leitungen, die dem Verkehr der in Herisau und St. Gallen etablierten Firmen unter sich dienten. Wurde auf diesen und einigen unserer Teilnehmerleitungen gleichzeitig gesprochen, so konnten die Gespräche gegenseitig abgehorcht werden, und Leute, die dies gar nicht wünschten, konnten einander allerlei Liebenswürdigkeiten an den Kopf

werfen. Gesprächsgeheimnis, wie warst du da auf Sand gebaut!

Die heutigen Telephonistinnen würden sich wundern, wenn sie den Dienst unter so ungünstigen Verhältnissen besorgen und 9 Stunden stehend arbeiten müssten. Der Dienst stellt ja gewiss heute sehr grosse Anforderungen an das Personal, aber die gut eingerichteten Zentralen, die tadellos funktionierenden Fernleitungen, die kürzere Arbeitszeit, die Ruhetage und die Ferien, von der Besoldung gar nicht zu reden, alles das hilft doch mit, den Beruf der Telephonistin angenehmer zu gestalten.

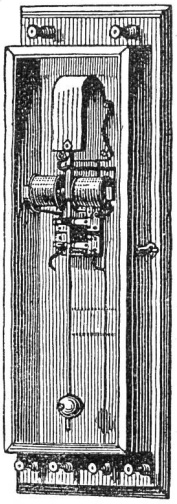

Abb. 4. Der Polwechsler.

Schon verhältnismässig früh wurden die Netze Amriswil, Arbon, Rorschach und Herisau eröffnet und mit unserer Zentrale verbunden. Unsere Abonnentenzahl nahm so rasch zu, dass bald mehr Wechselgestelle eingerichtet werden mussten; ich half bei deren Montierung fleissig mit, was bei dem einfachen System allerdings keine Hexerei bedeutete. Das Schlimmste an diesem System war, dass man die Verbindungen zum grossen Teil nur noch mit Hilfe der Randklinken herstellen konnte. Multipel gab's dazumal keine. Ach Gott, wie mühsam war doch das, wie oft erhielt man die verlangte Nummer nicht und wusste dann nicht mehr, was man haben sollte; und wie manchmal blieben halbe Verbindungen stecken, weil die Partnerin den Abruf überhörte, was zur Folge hatte, dass die beteiligten Abonnenten wehrlos ausgeschaltet blieben, bis man den Irrtum entdeckte. Und das Geschrei und Getöse in diesen Zentralen! Unser Chef führte einmal einen Bankier in die Zentrale, dem man die semitische Abstammung ohne weiteres ansah, und entschuldigte den Lärm mit den Worten: „Da drinnen tönt's immer wie in einer Judenschule!" Das „Steckenbleiben", das trotz allem Aufpassen immer wieder vorkam, regte namentlich den alten Regierungsratsweibel bös auf. Auf einmal öffnete sich dann die Türe und der mit grünem Staatsrock und silbernem Kantonswappen angetane Weibel schob sein Kahlköpfchen durch den Türspalt und schrie: „Ond stecke lo hand ehr mi wieder". Ein Knall, und die Türe war zu. Der gute Mann stotterte ein wenig, wenn er aufgeregt war, und dann kam das Wort „stecke" nur stossweise heraus, was äusserst komisch wirkte. Wir waren aber jedesmal ehrlich zerknirscht und taten alles, um Wiederholungen zu vermeiden.

Die Lokalgespräche mussten nicht notiert werden, da bei Fr. 150 jährlicher Abonnementsgebühr alle frei waren. Die interurbanen Gespräche notierten wir auf einem in Kolonnen eingeteilten Bogen, der links senkrecht die Aufrufnummern, oben waagrecht die Datumzahlen enthielt. Die Gespräche wurden durch einen Strich in die entsprechende Kolonne eingetragen, für jeden Bestimmungsort mit einem andern Farbstift, doppelte oder mehrfache Gespräche durch zwei oder mehr miteinander verbundene Striche. Als Gesprächseinheit galt damals die Dauer von 5 Minuten; die Taxe für ein einfaches Gespräch betrug 20 Rp. Am Ende des Monats brauchten wir bloss die Striche eines jeden Teilnehmers zusammenzuzählen und mit 20 zu vervielfachen, und die Rechnung war fix und fertig. — Da die Bureauuhr zu weit von den Arbeitsplätzen entfernt war, befestigten wir unsere Taschenuhren an den Zwischenbrettern der Apparate nebst einem Zettel, auf welchem der Gesprächsbeginn vermerkt wurde. Bei dieser Anordnung gingen die Gläser unserer Uhren stets in die Brüche, da sie in innige Berührung mit den Stöpseln gerieten. Ich möchte nicht behaupten, dass die Kontrollierung der Gespräche übertrieben genau war.

Der 1. Juli 1883, der Tag vor der Eröffnung der Zentrale, war bis Mitte September 1885 unser letzter Freisonntag. Wenn eine von uns beiden einmal den ganzen Sonntag auswärts verbringen wollte, musste die andere von 7—21 Uhr im Dienste bleiben. Man liess sich dann von zu Hause das Mittagessen bringen. Ganz ausnahmsweise löste uns in solchen Fällen der Chef mittags für eine Stunde ab, damit wir zum Essen heimgehen konnten. An Sonntagen mussten die Diensttouren 7—12, 1—7 und 12—1, 7—9 gemacht werden. Da war man dann, wie abends an Wochentagen, ganz allein. Oft rief den ganzen Nachmittag kein einziger Teilnehmer an; man schaltete den Wecker ein, legte sich auf das viel zu kurze Sofa und las und schlief abwechslungsweise. Oder bei schönem Wetter schaute man sehnsüchtig über die Dächer der Stadt hinunter nach dem Bodensee, wo Menschen, die keine Telephonistinnen waren, sich in und auf dem Wasser vergnügten. Die Berge konnte man von unserer Zentrale aus nicht sehen, sonst wäre die Sehnsucht nach Freiheit noch grösser geworden. Aber es kam uns gar nicht in den Sinn, dass es anders sein könnte; man fügte sich eben ins Unabänderliche. Nur als der Chef nach Ablauf des ersten halben Jahres kühl erklärte, eigentlich hätte jede von uns Anspruch auf 3 freie Tage gehabt, aber er habe gedacht, wir machten keinen Anspruch darauf, waren wir erbost. Aber dann freuten wir uns gleich wieder über die Aussicht, im neuen Jahr sechs Tage Ferien zu bekommen. Ja, liebe Kolleginnen von heute, sechs ganze Tage hatten wir frei im Laufe eines Jahres; es gab damals eben noch kein Arbeitszeitgesetz.

Unsere einzige Reservetelephonistin war Verkäuferin in Amriswil und nicht so ohne weiteres zu haben. Damit sie uns während unserer üppigen Ferien ersetzen konnte, musste sie erst angelernt

werden. Wenn einmal eine von uns zwei definitiven Telephonistinnen krank war, so musste die andere eben auch wieder von 7—21 Uhr Dienst machen. Einzelner Tage wegen konnte man die Reserve nicht einberufen. Und wir waren im Winter ziemlich häufig erkältet, da der Ofen, neu und unerprobt, an windigen Tagen gar nicht zu heizen war. Das Feuer löschte immer wieder aus, obschon der Chef und wir in holder Eintracht, mit blau gefrorenen Händen, das Holz mit Taschenmessern klein schnitten. Wir arbeiteten dann in Mänteln und andern warmen Hüllen, die wir auftreiben konnten. Da wir selbst heizen mussten, dauerte es morgens immer recht lange, bis die Temperatur erträglich war. Als die Kälte schon eingesetzt hatte, erhielten wir im folgenden Winter einen neuen, von aussen zu heizenden Ofen, der zwar etwas besser war als der alte, aber doch auch oft streikte. Da merkte man endlich, dass der Fehler an dem zu niedrig gebauten Kamin lag. Nach vielen Reklamationen und persönlichen Vorstellungen beim Kantonsbaumeister wurde dem Uebelstande endlich abgeholfen. Es musste dann auch ein Arbeiter morgens anheizen. Nachlegen sollten *wir*, vergassen es aber manchmal, bis die Kälte uns mahnte. So waren denn Halsweh und Zahnschmerzen nicht selten Gäste bei uns; aber wenn es irgendwie anging, setzten wir den Dienst nicht aus, sondern pilgerten, tief vermummt, unserer Arbeitsstätte zu.

Punkto Gehalt wurden wir auch nicht verwöhnt. Wir erhielten Fr. 80.— im Monat; hie und da, ganz unregelmässig, im Laufe der Jahre, Fr. 5.— Aufbesserung monatlich. Ein Besoldungsgesetz gab es damals nicht, und unsere Gehaltserhöhungen wurden auf dem Budgetwege festgesetzt, manchmal auch vergessen. Als ich im Jahre 1890 Aufsichtsbeamtin wurde, bekam ich ganze Fr. 60.— jährliche Aufbesserung.

Wir hatten im Verein mit andern Zentralen verschiedene Gesuche um Gehaltserhöhung eingereicht, und von jeder grössern Zentrale wurden Telephonistinnen zu Stände- und Nationalräten geschickt, um unsere Sache zu verfechten. Ich ging zu Herrn Ständerat Dr. Hoffmann, dem nachmaligen Bundesrat, und zu Herrn Nationalrat Wild. Beide sagten mir, die Telephonistinnen müssten sich eben organisieren, der einzelne werde heute nicht mehr gehört. Ja, das war leicht gesagt, aber bis zur Tat geschritten wurde, dauerte es noch lange.

Unserm Chef behagte sein Posten je länger je weniger. Er sehnte sich nach dem geregelten, ruhigeren Telegraphendienst zurück. „Wenn nur nicht immer gebaut werden müsste“, meinte er, „so wäre es noch erträglich.“ Aber die Zahl der Abonnenten und der Netze in der Umgebung nahm beständig zu, und bald trat in verschiedenen Teilen der Stadt Mangel an Drähten ein. Als einst ein Herr das Telephon abonnieren wollte und auf die Frage, wo er wohne, die Poststrasse nannte, erhielt er vom Chef die verblüffende Antwort: „Das ist au wieder amene schöne Ort.“ Natürlich waren in dieser Richtung keine Drähte mehr frei. Dieser Ausspruch und die Jammermiene unseres Chefs kamen uns so komisch vor, dass wir uns nicht mehr beherrschen konnten und laut auflachten. Der fremde Herr war über all das natürlich sehr aufgebracht, lachte dann aber schliesslich selber mit, als ich ihn, mühsam nach Fassung ringend, um Entschuldigung bat und ihm den Grund der Verzweiflung des Chefs mitteilte.

Da der Direktion Pläne und Skizzen für neu zu erstellende Stränge und interurbane Leitungen eingesandt werden mussten, der Chef aber behauptete, nicht zeichnen zu können, nötigte er *mich* dazu. Ich konnte es auch nicht, aber es hiess: „Der Bien muss“; so tat ich gehorsam, was mir befohlen wurde. Einmal wurde mir erklärt, wie ich den Plan für den neuen Herisauer Strang zeichnen müsse. Ich tat, was ich konnte, zeichnete die Landstrasse, die neuen und die alten Stützpunkte schön in verschiedenen Farben, und wurde dafür sehr gelobt. Aber das Verhängnis nahte in der Person eines Herisauer Herrn, der das Telephon abonnieren wollte. Er besah mein noch auf dem Reissbrett liegendes Werk und fragte freundlich, ob ich ein Aermelmuster gezeichnet habe! Ich wollte das Unglücksblatt nachher vernichten, aber der Chef verhinderte mich daran und sandte es nach Bern, wo man es hoffentlich schön fand.

Also an Arbeit fehlte es mir nicht: Dekadenberichte, Monatssituationen, Arbeiterlohnlisten und über Neujahr Geschäftsbericht, Linienetat, Inventar, und nicht zu vergessen, die Netzpläne. Bei allem half ich mit, während meine Kollegin den Dienst an den Gestellen besorgte. Am meisten Verdruss machte mir die Materialkontrolle. Besonders die Dachziegel waren meine Sorgenkinder. Wir besassen, soviel ich weiss, einen Vorrat von 50 Stück; waren die aufgebraucht, so musste man ein neues Kreditgesuch einreichen. Die Arbeiter waren gehalten anzugeben, wieviele Ziegel sie auf den einzelnen Dächern benötigt hatten. Da sie aber, um Auseinandersetzungen zu vermeiden, meistens weniger angaben als sie gebraucht hatten, stimmte die Rechnung nie. Reklamierte ich, so lachten sie mich aus und sagten, sie verschluckten keine Dachziegel. Verlangten wir aber Kredit für weitere 50 Stück, so hiess es von oben, laut Materialverbrauchsliste hätten wir nur so und soviel Stück verwendet; es müssten also noch welche vorrätig sein. Schliesslich wurde mir die Sache zu bunt. Als ich einmal an einem Bauplatz vorbeikam, wo viele, viele Ziegel aufgestapelt waren, nahm ich kurzerhand einen Arm voll mit. Gesehen hat es niemand und heute ist das Verbrechen verjährt, und hoffentlich ist es mir im Himmel nicht angerechnet worden. Aber das Mittel half nur vorübergehend und gleich war die alte Misere wieder da. Ueberhaupt, jene Kreditgesuche! Decken wir den Mantel christlichen Vergessens darüber!

Meine Kollegin und ich waren einander in herzlicher Freundschaft zugetan, die auch nach ihrer Verheiratung und bis zu ihrem Tode fortdauerte. Wir halfen einander, wo wir konnten, und wenn eine von uns notwendig frei sein sollte, so machte die andere ungezählte Dienststunden. Froh waren wir aber doch, als Mitte September 1885 eine dritte Telephonistin eingestellt wurde, wodurch wir etwas mehr Freiheit erlangten. Unseren bisherigen Dienstschichten 7—12, 1—5 und 8—1, 5—9 schloss sich nun als dritte 8—12, 2—7 an. Nach heutigen Anschauungen kein idealer Stundenplan, aber wir

waren sehr zufrieden damit. Nun waren wir auch jeden dritten Sonntag ganz dienstfrei. Herrlich! Dazu die 6 Ferientage, was blieb da noch zu wünschen? Im Winter durften wir am Morgen, wenn der Dienst es erlaubte, eine halbe Stunde später antreten. Wenn wir bis 9 Uhr abends Dienst hatten, konnten wir darauf zählen, dass beim 9. Glockenschlag noch ein Teilnehmer anläutete und bedient werden wollte. Dies war namentlich deswegen unangenehm, weil nachher die Haustüre geschlossen war. Da musste man dann warten, bis der wachthabende Landjäger auf seiner Runde durch die

Abb. 5. Die drei ersten Telephonistinnen von St. Gallen.

endlosen Gänge des weitläufigen Gebäudes wieder auftauchte und einen mehr oder weniger freundlich hinunter begleitete und hinausliess. Ihn zu suchen, war nicht möglich, denn man konnte nicht wissen, in welchem Teil des ehemaligen Benediktinerklosters er gerade steckte. Da stand man dann hungrig und müde, oft auch frierend, im Dunkeln, und die Phantasie liess aus den tiefen Schatten der gewölbten Fensternischen bleiche Mönchsgestalten erstehen, die, zornig über den Unfug, dass nun in den ehemals geheiligten Räumen Frauen schalten und walten sollten, drohend näher zu kommen schienen. Gebot doch die alte Klostersatzung, es dürfe kein Frauenfuss die Schwelle des Klosters betreten. So musste einst die schöne Herzogin Hadwig von Schwaben, die Schutzherrin des Klosters, als sie den Eintritt erzwang, durch den blonden Mönch Ekkehard über die Klosterschwelle getragen werden. Schade, dass man zu unsern Zeiten ein- und ausgehen konnte ohne die freundliche Mitwirkung eines schönen Benediktinermönches.

Also da standen wir wartend im Dunkel, bis endlich das gespenstige Lichtlein einer Laterne sichtbar wurde und die schlürfenden Schritte das Nahen des in diesem Falle ersehnten Landjägers anzeigten. Da war besonders einer, der nie verfehlte, uns anzumaulen, wenn er nochmals aufschliessen musste. Noch heute sehe ich seine zornigen Hechtaugen und seinen hängenden Schnurrbart vor mir und höre sein Brummen. Wie er hiess, wussten wir nicht; wir tauften ihn „Kater Murr". Er war zwar unangenehm, aber doch weniger als ein anderer, der gar zu freundlich sein wollte. Beide sind längst gestorben und von ihren Kollegen ist nichts zu berichten. Auf Grund unserer Erfahrungen bettelte ich dem Hauswart einen Hausschlüssel ab, den wir hüteten wie den Nibelungenhort. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn den Schlüssel zum heiligen Regierungsgebäude konnte man nicht in den Händen so junger „Gofen" lassen, wie es damals hiess.

Im Juli 1884 erhielten wir den ersten hohen Besuch aus Bern: Herr Direktor Rothen beehrte uns mit seiner Anwesenheit. Ich sehe unsern Chef heute noch vor mir, wie er an jenem Tage, die Hände in den Hosentaschen, aufgeregt hin und her rannte, bei jedem Geräusch zusammenzuckte und mich schalt, weil ich ihn ob seiner Aufregung auslachte. Endlich hörte man Schritte im untern Gang und ich machte mich auf, dem Kommenden entgegenzugehen, denn der Weg zu unserm Taubenschlag war nicht leicht zu finden. Erst glaubte ich nicht, dass der kleine Herr der Erwartete sei. Als er mich aber mit seinen klugen Augen anblitzte, wusste ich gleich, wen ich vor mir hatte, und führte ihn höflich in die Zentrale. Es wickelte sich dann alles ohne Gewitter und Totschlag ab, und bald war das Ereignis vergessen. Anlässlich eines eidgenössischen Festes beehrten uns dann später zwei andere Herren von der Direktion mit ihrem Besuch. Namen und Gesichter habe ich vergessen; ich erinnere mich nur noch an weisse Panamahüte und weisse Westen mit goldenen Uhrketten über ansehnlichen Wölbungen. Von da an bevölkerte ich in Gedanken die Direktion (den Herrn Direktor ausgenommen) mit lauter stattlichen Herren, die über respektablen Wölbungen weisse Westen trugen, während, der Herr Direktor habe nach berühmtem Vorbild befohlen: „Lasst wohlgenährte Männer um mich sein!" (Von weissen Westen, goldenen Uhrketten und ansehnlichen Wölbungen ist heute so gut wie nichts mehr zu sehen! Red.)

Im Herbst 1884 hat uns dann unser Chef verlassen und ist zu seinem geliebten Telegraphendienst zurückgekehrt. Er kam dann noch einige Male als Stellvertreter, wenn der neue Chef beurlaubt war. Nun deckt ihn längst der grüne Rasen.

Der neue Chef, Herr Müller, der spätere Kreistelegraphendirektor, imponierte uns gleich durch sein reiches Wissen, sein elegantes Französisch und seine Güte. Er hat dann meine Kollegin geheiratet. Herr Müller war uns jederzeit ein gütiger Vorgesetzter und wir haben seinen Hinschied tief betrauert. Ich lernte viel unter seiner freundlichen Leitung. Zeichnen musste ich nicht mehr, das konnte Herr Müller selbst wunderschön.

Da der Chef der vielen Neuanlagen wegen oft abwesend war, gab es für mich immer mehr schriftliche Arbeiten zu besorgen. Ueber den Jahresabschluss arbeiteten wir, mit Ausnahme einer Stunde Mittagszeit, von morgens früh bis abends 10 Uhr, oft bis Mitternacht. Ueberhaupt nahm man es, auch im Betrieb, mit der Arbeitszeit nicht so genau; wenn dies nötig war, blieb man einfach im Dienst, ohne an Ersatz für die verlorene Freizeit zu denken. Es schrieb damals noch kein Gesetz vor, Ueberzeit von mehr als einer Viertelstunde sei zu vergüten.

Ich hatte ein sehr gutes Gedächtnis, das es mir leicht machte, ausser den Abonnements- und Aufrufnummern des eigenen Netzes auch die der unterstellten Zentralen auswendig zu lernen, und von jedem Teilnehmer dieser Netze wusste ich, über welche Stützpunkte sein Draht führte, ob dort noch Reservedrähte vorhanden waren usw. Scherzweise nannte mich der Chef sein Lexikon. Es war ein schönes Schaffen damals. Ich träumte davon, den Apparatendienst ganz zu verlassen und mich nur noch schriftlichen Arbeiten zu widmen. Aber ach, man wollte in jener Zeit noch keine weiblichen Gehilfinnen, hatte man doch schon unserm ersten Chef nahegelegt, mir nicht so viel schriftliche Arbeiten zu geben und mir nicht in alles Einblick zu gewähren. Im Jahre 1888 erhielt Herr Müller einen Gehilfen, dem ich nach und nach meine geliebte Arbeit abzutreten hatte. Es ging nicht leicht, hatte ich doch gehofft, von Stufe zu Stufe zu steigen und nach und nach ein phantastisches Gehalt zu beziehen! — Eine Stufe erstieg ich 1890, als ich zur Aufsichtsbeamtin, und eine weitere 1924, als ich zur Oberaufseherin ernannt wurde.

Ebenfalls im Jahre 1888 musste der durchgehende Nachtdienst eingeführt werden, was einigen von uns — wir waren nunmehr fünf wohlbestallte Telephonistinnen — bittere Tränen abpresste. Es war ja wirklich keine Kleinigkeit, so mutterseelenallein die Nacht in jenem entlegenen Giebel zuzubringen. Kein Mensch hätte es bemerkt, wenn einem etwas zugestossen wäre. Nachdem in einer Samstagnacht das Pult in der Zentrale erbrochen und der Lohn eines Arbeiters daraus gestohlen worden war, mussten die Landjäger allerdings ihren stündlichen Rundgang bis zu uns hinauf ausdehnen. So hatte man im Nachtdienst wenigstens die tröstliche Gewissheit, jede Stunde einmal für eine Minute die Anwesenheit eines Beschützers zu geniessen.

Gestört wurde man im Anfang von 10½ Uhr abends bis 5½ Uhr morgens nicht oft; einzig die Gewitternächte liessen keinen Schlaf aufkommen. Dass einige von uns dann vor Angst fast den Geist aufgaben, ist nicht verwunderlich, hat doch ein Fuhrhalter, der in unserer Zentrale während eines Gewitters mit dem Chef verhandeln wollte, plötzlich den Hut ergriffen und ist bleich vor Schreck mit dem Ausruf: „Ich komme ein andermal!“ davongestürzt. Die Nachtdienstentschädigung betrug Fr. 1.—. Tags zuvor hatte man von 7—12 und 1—5, also 9 Stunden, und nach dem Nachtdienst von 2—6, also 4 Stunden, Dienst zu machen. Ich liebte den Nachtdienst; Furcht kannte ich keine. Man konnte ungestört so vieles erledigen, wozu einem der Alltag keine Zeit liess, und als ich ihm, d. h. dem Nachtdienst, entsagen musste, tat es mir sehr leid, waren doch die paar Fränklein im Monat mein einziges Taschengeld.

Im Dezember 1887 erhielten wir die erste direkte Verbindung mit Zürich, die schnell überlastet war, die aber doch bis Mitte Februar 1893 die einzige blieb.

Mit dem neuen Gehilfen lebten wir ebenfalls im besten Einvernehmen; wir fühlten uns überhaupt damals als zufriedene Familie: Fröhlich, hilfsbereit und schaffensfreudig. Geld hatten wir alle nicht viel bei unsern schlanken Gehältern, aber das tat unserer Lebenslust keinen Abbruch. Der neue Gehilfe pflegte die Aengstlichen unter uns stets von neuem in Schrecken zu versetzen, indem er bei Störungshebungen hinter den Wechselgestellen seinen Kopf auf die obere Kante der Gestelle aufstützte, so dass es aussah, als ob dort oben das Haupt des Johannes aufgespiesst wäre. Kohlschwarzes Haar und dito Bart und eine schwarze Brille vervollständigten das Schauerliche dieser Erscheinung, die den Schreckhaften stets neue Angstrufe abnötigte.

Unsere Zentrale wurde nach und nach zu eng für die vielen Menschen und Apparate. Die Herren wurden durch den Betriebsdienst so stark gestört, dass an eine Verlegung des Verwaltungsdienstes ins damalige Postgebäude, das heutige Rathaus, gedacht werden musste, um so mehr, als dem ersten Gehilfen bald ein zweiter folgte. Im Jahre 1890 wurde diese Verlegung Tatsache; mich wählte man zur Aufseherin.

Nicht lange dauerte es, da war auch für den Betriebsdienst kein Platz mehr im alten Nest. Im Jahre 1892 siedelten auch wir ins Postgebäude über, wo unser eine Standardzentrale mit besondern Apparaten für den Ferndienst wartete. Die Dienstbesorgung an den alten Apparaten war wirklich zur Qual geworden; der Lärm war zuletzt unerträglich. Die erhebliche Zahl der Fernleitungen, mitten unter den 600 Abonnentenleitungen, erschwerte die Arbeit sehr. Wenn gar eine Verbindung mit Bregenz oder Lindau hergestellt und besonders genau kontrolliert werden musste, schrie die bedienende Telephonistin in das Stimmengewirr hinein: „Send still, i han en Usländer!“

Im Jahre 1889 hatte man begonnen, die Lokalgespräche jedem einzelnen Abonnenten zu notieren, aber man wusste kaum, wo die Kontrollbogen anbringen. Jeder Teilnehmer hatte im Jahr 800 Lokalgespräche frei und bezahlte für die überzähligen Fr. 5.— pro Hundert. Alle Gespräche wurden in grosse, je 100 Nummern fassende Bücher eingetragen. Diese Bücher, in schweren Karton mit ledernen Rücken und Ecken gebunden, hatten ein ansehnliches Gewicht und schienen für die Ewigkeit bestimmt. Wollte man sie heutzutage noch benützen, so müsste man in grossen Zentralen für die Kontrolle besondere Bibliothekräume schaffen.

Im Jahre 1891 erfolgte eine neue Regelung der Gehälter und der Ruhetage. Die Besoldung betrug im ersten und zweiten Jahr nach der definitiven

Anstellung	Fr.	960.—
im 3. und 4. Jahr	„	1080.—
im 5. und 6. Jahr	„	1200.—
im 7. und 8. Jahr	„	1350.—
und zum Schluss	„	1500.—

Die Höchstbesoldung der Aufseherin war auf Fr. 1800 festgesetzt. Das Dienstjahr begann am 1. April, die Besoldungserhöhungen wurden aber erst im Oktober, natürlich ohne Zinsvergütung, ausgerichtet. Wer inzwischen aus dem Dienst ausgetreten war, erhielt überhaupt nichts. Eine Zeitlang bekamen die Telephonistinnen, welche den interurbanen Dienst besorgten, Fr. 10.— Zulage im Monat. Die Reserven waren damals schlimm daran; sie erhielten Fr. 3.— per Tag, hatten keine bezahlten Ruhetage und waren oft nur ein paar Tage im Monat beschäftigt. Wir hatten ausser den Freisonntagen (jeder zweite Sonntag war frei) noch 12 Ruhetage in Form von Ferien, wenn ich mich recht erinnere. Wir waren glücklich. Noch glücklicher, als im Jahre 1893 total 52 Ruhetage bewilligt wurden!

Mit dem Umzug ins Postgebäude schliesst meine und unserer Zentrale Jugendzeit ab. Was nachher kam, war ungeahnter Fortschritt und Siegeslauf des Fernsprechwesens, aber auch bedeutende Verbesserung der Besoldungs- und Arbeitszeitverhältnisse des Personals. Die Perle ist die Versicherungskasse, für die das eidgenössische Personal nicht dankbar genug sein kann. Ein Tropfen Wermut ist freilich dabei: Der Gedanke, dass so viele andere Volksgenossen, die ihr Leben lang treu und fleissig gearbeitet haben, im Alter Not leiden. Hoffentlich erlebe ich das Inkrafttreten des eidgen. Altersversicherungsgesetzes noch!

Ich blicke heute dankbar zurück auf meine von mir anfänglich so wenig geschätzte Tätigkeit und preise das Schicksal, das mir diesen Weg wies.

Komm ich dereinst ans Himmelstor,
Und Petrus frägt: „Wer da?“
So weis' ich meinen Pass ihm vor
Und leg' ihm schmeichelnd nah:
„Wenn in des Himmels Fernzentrale
Ein Plätzchen würde frei,
Und wär's auch nur im kleinsten Saale,
Ich wär' so gern dabei!
Was drunten ich schon war auf Erden,
Das möcht' ich auch im Himmel werden.“

* * *

Als das Telephon nicht mehr jung war.

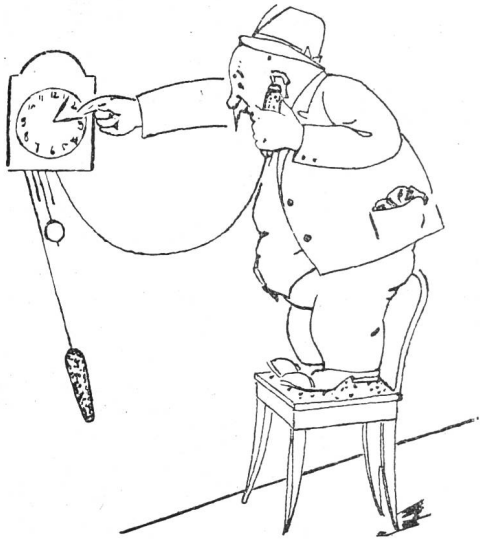

Fig. 6.

„Verfluchtes Telephon! Zwanzigmal hab' ich schon angerufen, und das Amt lässt immer noch nichts von sich hören.“ (Gaudeamus.)

Propagande téléphonique.

A. Généralités.

La propagande par téléphone en faveur des stations d'embranchement et des installations accessoires ne doit pas remplacer complètement la propagande consistant à discuter personnellement avec l'abonné. Elle a toutefois l'avantage de procurer un gain de temps du fait qu'elle permet de distinguer d'emblée les abonnés qui désirent améliorer leur installation téléphonique de ceux pour lesquels il ne saurait en être question. De nombreuses visites inutiles sont ainsi évitées. Le succès de la propagande par téléphone dépend, comme celui de toute autre propagande, du soin apporté à la préparer.

On la préparera en établissant, au moyen du registre des appareils, une liste des abonnés intéressés, mentionnant leurs adresses, leurs numéros de téléphone et l'installation dont ils disposent et en fixant le moment le plus favorable, c'est-à-dire en tenant compte de la saison, de l'époque des vacances, des jours fériés, et même, pour certaines branches, du moment de la journée. Plus les indications seront exactes et complètes, plus le propagandiste pourra travailler sûrement. Ces indications peuvent être données sous une forme abrégée par les monteurs chargés de l'entretien et de la réparation des dérangements. Le choix judicieux de l'agent acquisiteur est aussi très important; le succès dépend en effet de ce qu'on dit et de la manière dont on le dit. Les personnes dont la voix est désagréable, la prononciation indistincte, qui parlent d'une manière monotone, précipitée ou cassante, celles qui parlent lentement et celles qui parlent trop, ne conviennent pas pour la vente téléphonique. Comme il s'agit dans la plupart des cas de petites extensions, et, par conséquent, d'un nombre restreint de types de commutateurs, une agente féminine peut très bien être chargée de la propagande téléphonique en faveur des stations d'embranchement. *Les salutations, ainsi que le début de la conversation décident souvent du succès.* Une préparation soignée est également nécessaire dans les relations avec les personnes invisibles, d'humeur souvent très différente, qui sont à l'autre bout du fil, pour réfuter leurs objections et leurs échappatoires. Les abonnés indécis, qui „donneront réponse“, doivent être visités immédiatement. En Amérique, on a créé des con-